



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Ein Bild aus der Schweizer Gegenwart.

urn:nbn:de:gbv:46:1-908

tion der ausübenden Künstler geschehen konnte. Denn es läßt sich nicht leugnen, daß dies Concert in den ersten beiden Sätzen wenig bedeutend ist und selten sich zu beethovenschem Schwung erhebt, nur die Polonaise — die auch im vierhändigen Arrangement sehr populär geworden ist — zeichnet sich durch Originalität und Anmuth aus. Dazu kommt aber, daß das ganze Concert für keins der Instrumente dankbar ist, am wenigsten für die beiden Saiteninstrumente, und namentlich ist das Violoncell durchgehends in so hoher Lage gehalten, daß die Schwierigkeiten mit der Wirkung in umgekehrtem Verhältniß stehen; es ist unbegreiflich, was für eigenthümliche Umstände diese Schreibart veranlaßt haben können. Es war daher namentlich von Herrn Grützmaier eine anerkennenswerthe Aufopferung, daß er, um das wenig gespielte Concert zu Gehör zu bringen, auf eigentlichen Effect seines Spiels beim Publicum verzichtete; er konnte es in dem Bewußtsein, daß sein Ansehen als Virtuos bei demselben fest gegründet sei. Herr Laub erholte sich nachher an dem Concert von Mendelssohn, das er in jeder Hinsicht, was Ton, Fertigkeit, Vortrag anlangte, schön und edel vortrug und wohlverdienten enthusiastischen Beifall errang.

Zum Beschluß wurde, wie schon gesagt, der letzte Chor aus dem ersten Theil des Elias wiederholt. Daß derselbe nach so langer und verschiedenartiger Aufregung und Abspannung dieses Abends noch eine durchschlagende Wirkung machte, so daß man den vollen Eindruck der Großartigkeit des Festes hinwegnahm, das war das beste Zeugniß für die Composition und die Ausführung. Und wie billig brach der Jubel der erhöhten Stimmung in lauten Beifall aus, fröhliches Zuschlafen und ein Regen von Blumen gaben Riech deutlich zu erkennen, daß man dankbar fühlte, wem man vor allem diesen schönen Genuß zu danken hatte.

Ein Bild aus der Schweizer Gegenwart.

Die Grenzboten führten ihren Lesern unlängst in „Bildern aus der deutschen Vergangenheit“ auch das Werbewesen des vorigen Jahrhunderts vor und schließen in Nr. 3. des diesjährigen Januarheftes ein solches Bild mit den Worten: „wie die Gewaltthätigkeit der Staatsraison vor hundert Jahren mit dem Leben, der Freiheit und dem Lebensglück der Einzelnen geschaltet hat.“

Aehnliches erlebt man hier in der Schweiz noch alle Tage. — Es ist weltbekannt, daß die Schweiz in früherer Zeit ein ziemliches Contingent Sol-

daten für gutes Geld nach Holland lieferte, und welche Rolle die Schweizerregimenter bei den französischen Königen spielten, haben wir wol nicht nöthig, hier des Weitern auseinanderzusetzen, — sie ist ebenso bekannt und sogar weltgeschichtlich. Diese Wirthschaft und Seelenverkäuferei nach jenen Ländern hat nun allerdings aufgehört, aber darum noch nicht das ganze Werbgewerk in der Schweiz. Es gilt immer noch das alte Sprichwort: „Der Schweizer muß ein Loch haben, wo er hinaus kann.“ Das macht die alte Gewohnheit. Der Weg nach Holland und Frankreich ist nun zwar abgeschnitten; damit ist aber noch nicht das Loch verstopft, durch das der Schweizer, mit oder ohne Gewalt, hinaus zu kommen sucht; es hat sich nur nach Süden, nach Rom und Neapel gewandt. Dort suchen nun die armen Geldgierigen, oder auch Verzweifelten und Uebermüthigen, oder wie sie alle genannt werden mögen, was sie in der Heimath nicht zu finden glauben: sie lassen sich durch das trügerische Geld blenden und noch immer zu fremdem Kriegsdienst anwerben, und gehen dadurch einem erbärmlichen Leben, einem förmlichen Sklavenleben entgegen, das man ihnen allerdings nicht vorher offenbart, im Gegentheil im rosigsten Lichte darstellt, das aber hinlänglich bekannt ist, um jeden vor einem solchen Schritt zu warnen.

Es ist zwar von Bundeswegen verboten, in der Schweiz für fremden Kriegsdienst zu werben; dessenungeachtet haben wir aber gesehen, wie es bei Bildung der französischen und englischen Schweizerlegion für die Krim zugeht: die Schweizeroffiziere gingen voraus und die Soldaten folgten ihnen, ja ganze Wachtposten suchten in ihrem Kriegermuth mit Hinterlassung ihrer Waffen, das Weite. Und was vermochte die Leute zu solchem Schritt? das Geld! — Auch bot sich rund um die Schweiz herum Gelegenheit genug dar, die wanderlustigen Vögel hinauszutreiben und sie gefahrlos zu entführen. Waren sie einmal in den Händen der Werber, dann konnte weder der Bund, noch irgend jemand ihrem Weitertransport ein Hinderniß entgegensetzen, geschah es ja doch mit Bewilligung der Betreffenden!

Dieses Werbewesen oder vielmehr Unwesen wird nun noch jeden Tag und mitten in der Schweiz betrieben, und mit einer solchen Keckheit, daß es in Erstaunen setzen muß, wie unter den Augen der Behörden so etwas geschehen kann, namentlich da das Werben für fremden Kriegsdienst, wie gesagt, von Bundes wegen gesetzlich verboten ist. Und auf welche Weise verfährt man bei diesem Werben? Es ist unerhört für unsre Zeit! Gelegentlich sieht man sich die Burschen an, kundschafftet sie aus, lockt sie dann ins Wirthshaus, wo es nicht an Wein und sonstigem Geiste dieser Art fehlt, und benebelt dort ihre fünf Sinne. So weit gebracht, sucht man ihnen das Soldatenleben in Neapel oder Rom so herrlich und in Freuden vorzumalen, daß die armen Tröpfe in ihrem Taumel darüber in Enthusiasmus gerathen und auf den

Handel eingehen. So lange die Leute aber noch ein klein wenig bei Verstande sind, läßt sich noch keine Gewalt anwenden, das wissen die Werber ganz gut; deshalb muß das Glas noch vollends das Siegel drauf drücken. Fort läßt man einen um keinen Preis mehr, denn es könnte am Morgen, wenn der Rausch verschlafen ist, die Reue kommen und dann wäre Mühe und Geld umsonst gewesen. Man versichert sich ihrer also, so gut man kann, und am Morgen, wenn die am Abend Benebelten erwachen, finden sie sich gebunden auf dem nächtlichen Strohlager. Ohne Säumen oder Aufsehn zu erregen, gehts dann fort über die Grenze dem Depot zu, wo schon mehr solcher armen Sünder bereit liegen, um, wenn der Trupp vollzählig ist, forttransportirt zu werden.

So etwas passirt in unsrer Zeit, mitten im Lande unter dem Auge des Gesetzes und bei der persönlichen Freiheitsliebe der Schweiz.

Andere haben wieder andere Manieren, um ihre Leute zu kapern. Daß um die Schweiz herum hie und da feststehende Werbedepots vorhanden sind, kann man leider nicht wehren; ebenso nicht, daß die Werber die ausgefeimtesten Kniffe anwenden, um neben den Verzweiflungsvollen und Leichtsinrigen auch die unschuldigsten Opfer ins Garn zu kriegen, — denn nicht alle braucht man zu benebeln und zu binden, um sie fortschaffen zu können, viele laufen auch freiwillig ihrem Schicksal in die Hände. So liest man z. B. hie und da in Schweizerblättern Annoncen folgender Art: „Ein Portemonnaie mit etwas Geld ist gefunden und abzuholen bei Schnewelin, königlich neapolitanischem Werbefergeant in Gallingen.“ Oder auch: „Ein Schlitten ist zu verkaufen.“ etc. Wo Gallingen liegt, weiß jeder Schweizer, und ein stärkerer Wink ist auch für die Neapellustigen nicht nöthig. — Ist nun so ein Vogel eingefangen, so ist es nicht selten, daß die Reue auf dem Fuße folgt und der Eingefangene wieder das Weite sucht. Um nun nicht vergebliche Mühe gehabt zu haben, wird Jagd gemacht, und auf einer solchen Jagd trifft sich dann manchmal, daß, wie es unlängst erst wieder dem genannten Schnewelin begegnete, statt des Vogels der Jäger eingefangen und auf einige Wochen in Gewahrsam gebracht wird. Mehr kann freilich nicht geschehen und man muß den geheimen Feind des Landes ebenso wieder laufen lassen, wie man ihn eingefangen hat.

Die einzelnen Werber, die sich indessen auch ungeschert in der Schweiz herumtreiben und ihre Geschäfte machen, ohne daß man viel davon merkt, — denn man kann ihnen so lange nichts anhaben, als sie nicht bei ihrem Handwerk ertappt werden, — liefern ihre Opfer an die Hauptdepots, z. B. nach Lindau, von wo aus sie dann weiter transportirt werden. Wie es von da an mit den verkauften Seelen zugeht, darüber wollen wir eine solche verkaufte Seele selbst reden lassen:

„Wir wurden von unserm Werber zu dem rothhaarigen, dickbauchigen

Hauptmann nach Lindau gebracht, der bei seinem schändlichen Gewerbe sich von dem Bankrott wieder erholt hat, um deswillen er aus der Schweiz hat weichen müssen. Der wußte das lustige Leben in Neapel vollends nicht genug zu rühmen und bald befanden wir uns auf dem Marsche nach Italien. Aber je weiter wir uns von dem Vaterlande entfernten, desto schwerer wurde es uns ums Herz.

In dem Depot der Einschiffung zu Livorno wurde uns zuerst der Staar gestochen. Man hatte uns am rechten Fleck. Jetzt hieß es: Stöcke abgeben! Knebelbärte herunter! Volkshaare geschnitten! Ein winddürerer Wachtmeister las uns in halbem Welsch allerhand erbauliche Sachen herunter vom Arrest bei Wasser und Brot, vom Krummschließen in Eisen und von körperlicher Züchtigung, will sagen: vom Prügeln. Item, daß wir jetzt keine Bauern und Republikaner mehr seien, sondern Soldaten Sr. Majestät des Königs von Neapel, und also niemandem, als ihm und unsern Obern zu gehorchen hätten.

Da gabs lange Gefichter und ich wäre gern mit der Hälfte meiner Kameraden wieder heimgegangen, wenn uns keine Riegel vorgeschoben worden wären. Wir mußten an Bord des Dampfers Besuch und nach drei Tagen und drei Nächten kamen wir bei Tagesanbruch in Neapel an. Gegen Mittag verließen wir den Dampfer und sagten der elenden Schiffskost, die in halbverschimmeltem Zwieback, in Kohl und Kabis mit erschrecklich vieler Brühe und erbärmlichem Wein bestand, gern Valet und zehrten wieder einmal im Hafen von unserm Geld, aber dafür gut und nahrhaft.

Die Eisenbahn brachte uns in die Nähe der Kaserne, wo uns zahlreiche Kameradschaft empfing, von denen aber schon manche bitter klagten über schöne Mißhandlungen. Wir selbst wurden erst nach Verfluß von acht Tagen eingekleidet, was uns sehr erwünscht war. Denn einer unserer Offiziere, der Bündner Salis, gab namentlich denjenigen von uns, die blaue Blousen und weiße Hüte trugen, nur den zärtlichen Namen „Freischärlerhunde“, die er „rangschiren“ wolle, daß es eine Art habe.

Jetzt giengs ans Exerciren. Appell wurde am Morgen noch bei Lichte gehalten. Unsere Trillmeister, Wachtmeister und Korporäle einiger Schweizerregimenter begrüßten uns mit den schrecklichsten Flüchen aus dem Wörterbuch des Teufels selbst. Täglich wurden sechs bis sieben Stunden exercirt und auf dem Posten an der italienischen Sonne gebraten. Nach der Ablösung muß gepuzt werden. Selten hat man ein paar Stunden frei und sobald die Sonne untergeht, ist großer Appell mit Abendgebet und darauf ist man in die Kaserne eingeschlossen, wemns kühl ist und ganz Neapel spazirt und man sich von der Hitze des Tages erholen könnte. — Anfangs hab ich wenig schlafen können. Die Kasernen sind in alten Klöstern, die Zimmer niedrig

und dunkel und Nachts besuchen einen zwar nicht die Geister der Mönche, aber andre Plagegeister, nämlich „die duzwitt marschir und die langsam marschir“, wie unser alter Wachtmeister von den Flöhen und Läusen sagte. Hat man eines Tages etliche Stunden frei und geht in Neapel spaziren, so kann man nicht mit den Leuten discouriren, weil niemand deutsch versteht oder verstehen will, und man kanns den Bürgern anmerken, wie sie uns verachten, hassen und für Blutsauger und Vergebensfresser ansehen, die der König angestellt und mit schwerem Gelde besolde, damit sie die Freiheit unterdrücken. Da istß kein Wunder, daß viele Soldaten sich dem schlechten Leben ergeben, oder vor Heimweh sterben und desertiren. Das geräth aber unter hundert Fällen einmal, und deren, die man wieder kriegt, wartet die Galeere.

Es sind jetzt vier Schweizerregimenter und ein Jägerbataillon im Königreich Neapel. Ein Regiment ist drüben in Palermo, die übrigen liegen in Neapel und der Umgegend. Unter uns Schweizern sind viele Deutsche, ehemalige Freischärler und dergleichen Leute; auch Handwerksburschen, die von den Werbem durch schöne Versprechungen über den Löffel barbiert worden sind. Und was für schlechte Leute sind unter den Soldaten! Kerls, Gott verzeih mirs, von denen man glaubt, sie seien dem Henker entlaufen. Bürschlein, die daheim meisterlosig waren und vor Wollust nicht wußten, was anfangen. Ich bin nicht verwöhnt worden beim Schlempenbauer und hab bei der Mutter selig oft Sparsich und Mangelkraut gehabt, aber ich hab doch schon oft im Stillen gedacht, wenn ich nur wieder daheim wäre. Denn was die Kost betrifft, so bekamen wir zweimal im Tag zu essen. Morgens acht Uhr wurde ein Geföck aufgetragen, das aus Suppe, Fleisch und verschiedenem Gemüse in einer Schüssel zusammen bestand. Nachmittags wurden Bohnen und Pasten oder Pasten und Bohnen aufgestellt. Pasten sind eine Art Kröppli, nur schwerer und unverdaulicher. Aber aus lauter Sorgfalt für unsere Mägen war für ein gehöriges Quantum Brühe gesorgt, und manchmal wäre ein Taucher nöthig gewesen, um das wenige Dick aus der Tiefe herauszuholen. Das Beste hatten am Morgen die drei bis vier Köche, der Ordinärchef, Feldweibel, Fouriere und übrigen Unteroffiziere, die nichts in die Soldatenmenage legen, in ihre hungrigen Mägen wandern lassen. Das Brot ist schlecht und das Wasser nicht gut. Darum waren wir alle recht herzlich froh, als uns der Rest des Handgeldes ausbezahlt wurde, besonders da wir so lange darauf hatten warten müssen.

Man kann sich gar nicht denken, wie großartig die Schelmerei in diesen Schweizerregimentern betrieben wird, und es drückt einem fast das Herz ab, wenn man einen Blick in diesen unsaubern Hafen wirft. Wir wollen nur einige von den himmelschreienden Ungerechtigkeiten aufdecken. Der Mann erhält vom König 14 Gran Sold. Hiervon fallen $6\frac{1}{2}$ Gran ins Ordinäre,

3 $\frac{1}{2}$ Gran in die Masse und 4 Gran auf die Hand; dazu alle 2 Tage ein Brötchen, will sagen: ein Grünschweggen. Von dem ins Ordinäre kommenden Geld wird nun ein Theil regelmäßig unterschlagen und daraus, so wie von den 15 Gran Zulage, die der König monatlich für den Mann bezahlt, werden die Cigarren und die flotten Abendstze bestritten, wobei die Feldweibels und Fouriere sich über die geschorenen Schäflein lustig machen. Sogar dem Profos bleibt das Del, das er für die Abendstunden in die Lampen gießen soll, an den Fingern kleben.

Natürlich bleiben auch manche der Herren Offiziere hierbei nicht zurück und von den 112 Gulden, die jeder vom König erhalten soll, wenn er die zweite Capitulation eingeht, ziehen diese Herren für ihre Beutel 40 Gulden ab. Darum bieten sie auch alles auf, die armen Soldaten nach Ablauf der ersten Capitulation zu einer zweiten zu bewegen, was ihnen leider, trotz der Qualen und Plagen der Soldaten, nur zu oft gelingt.

Kann nun einer diesen Ungerechtigkeiten nicht zusehen und es geht ihm endlich der Mund über, so gehts ihm schlecht. Fürs erste bekommt er scharfen Arrest, und dann läßt man ihn tagelang in Eisen im Gefängniß liegen, wo Läuse und Wanzen ihn fast auffressen, von dem Gestank und der feuchten Luft nicht zu sprechen, die das Athmen zur Qual machen. Der gemeine Soldat muß immer Unrecht haben und nach kurzer Verhandlung wird er in den Kasernenhof geführt, auf die lange Bank gefesselt und ihm nach Befund 25, 50 bis 100 Stockprügel vom Profos aufgezählt.

Einmal haben einige um der erlittenen Beirügereien willen sogar Lust bekommen, zu desertiren. Aber bald brachten sie die Gendarmen wieder zurück. Monatelang schmachteten die Armen im Gefängniß; endlich sollten sie vom Kriegsgericht ihr Urtheil empfangen. Unser Bataillon wurde in ein Viereck aufgestellt. In der Mitte befand sich ein Tisch, an dem die Offiziere des Kriegsgerichts Platz nahmen. Die Gefangenen wurden unter Bedeckung der Wachmannschaft und dem Schall eines unheimlichen, langsamen Marsches vorgeführt und dem Grofrichter gegenübergestellt. Das Urtheil wurde verlesen und lautete auf mehrjährige Galeerenstrafe. Als sie die Uniformen mit den roth und gelben Sträflingskleidern vertauscht hatten und ihnen ihre paar Habseligkeiten in einem Bündel übergeben waren, wurden sie unter einem nieder-schlagenden Galeerenmarsche an der Fronte hinuntergeführt und den am Ende aufgestellten Gendarmen übergeben.

Bei großen Manövern gibts auch große Entbehrungen, Hunger und Durst. Doch daran muß sich der Soldat gewöhnen. Aber man erlaubt sich dabei auch noch Thätlichkeiten gegen den geplagten Mann. So konnte z. B. ein bejahrter Soldat wegen Unwohlseins seiner Compagnie nicht mehr folgen, und blieb einige Schritte zurück. Da kommt der Feldweibel & . . . auf ihn

zu, schimpft ihn aus und schlägt ihn mit der Schußspitze auf empfindliche Theile des Leibes. Mit aller Anstrengung schleppt sich der Arme noch auf den Exercirplatz und setzt sich dort erschöpft an einem Graben nieder. Abermals wird er von dem Feldweibel mißhandelt. Doch jetzt nahte sich ein Barmherziger dem Elenden, nämlich der — Tod. Seine Kameraden machten dem Oberstlieutenant von dem Vorgefallenen Anzeige, aber die Sache wurde veruscht und blieb ununtersucht.

Gott möge jeden einen Schauer empfinden lassen, der an Neapel denkt, um dort als Söldner die schönsten Jahre seines Lebens gründlich zu verpfuschen. Lieber auf die mühsamste Weise gearbeitet im Vaterlande oder auswärts, als die Schmach des Söldners tragen.“

So weit die Klagetöne einer nach Neapel verkauften Seele.

Trotz aller dieser Erbärmlichkeiten, Mißhandlungen und Betrügereien, denen die Verkauften ausgesetzt sind, und trotz dem, daß dies ziemlich jeder in der Schweiz weiß, gelingt es den Seelenverkäufern doch fortwährend, ihre Fänge zu machen und ihre Opfer ungehindert fortzuschaffen. Denn daß die Seelenverkäuferei fortgetrieben wird, beweist die fortwährende Ergänzung der Schweizerregimenter in Neapel und Rom.

Den nach Rom Verkauften gehts um kein Haar besser — im Gegentheil, sie scheinen noch schlimmer daran zu sein, als die in Neapel.

Ein Armer oder Unglücklicher kommt auf dem Dopot an und stellt sich als Recrut, da begegnet ihm der Werboffizier recht freundlich. Man steckt reiches Futter an die Angelruthen — es heißen dann noch mehre an, und ist der Transport vollzählig (ein solcher zählt 20 Mann), so geht ein Werbergeant als Führer mit. Einzelne, die sich haben reuen lassen, werden im Zimmer eingesperrt, oder auch kurz den Gendarmen übergeben und geschlossen geführt. Der große Troß zieht leichtsinnig ab, singend und trinkend; aber einmal auf italienischem Boden, kehrt sich der Wind: da wird den Recruten erklärt, daß die Reise auf Kosten ihres Handgeldes geht. Auf elenden Karren kommt der Transport nach Macerata, und zwar, weil der Sergeant eigenmächtig gefahren ist, um 14 Tage zu früh. Endlich werden die Leute aufs Quatieramt citirt, endlich sollen sie ihr Handgeld erhalten — statt 30 Scudi bekommt der eine fünf, der andere blos drei; denn da liegt der Conto für Reise, Essen, und — unglaublich, aber wahr! — für Equipirung! — Aber auch diese fünf Scudi gehören nicht ihnen: da kommt der Corporal d'Escadre und zieht Carotten (auf deutsch schmarozt); dann der Sergeant der Section. — Geht das Exerciren an, so haben die Leute um 5 Uhr auf dem Plage zu sein. Hier geht der Recrut nüchtern, wird gedreht, geschimpft, sogar mit dem Ladestock geschlagen; bis etwa um 9 Uhr dauert das Exerciren, dann bekommt er eine Suppe und zum Glück noch eine Ration Brot, womit er seinen Hunger

stillt. Er pußt sich zum Appell, — das Putzzeug befreitet er von seinen 15 Centimes täglichen Sold. Um ein Uhr beginnt das Exerciren aufs neue bis vier Uhr, wo eine noch viel schlechtere Suppe seiner wartet. Nun wird der Junge mit hungrigem Magen aufs Piquet commandirt, und wirft sich um Mitternacht erschöpft auf sein schlechtes Lager. Kälte und Wassertrinken machen ihn bald fieberkrank; hat er eine gute Natur, so überwindet er, wenn nicht, so geht er darauf. — Etwa einem ist's auch zu bunt, er ladet sein Gewehr — gute Nacht, Welt! Morgens verscharrt man ihn auf einer Weide, daß er sich trösten mag. — Stirbt ein Protestant, so hat er das Nämliche zu erwarten. Wenn einer Scrupel hat, so wird die Arrestthüre aufgemacht. Macht ein verstockter Kerl seinem Unmuth Lust, so wird die Bank in den Hof gestellt, der Bursche darauf gelegt, und zwei Corporale schlagen, daß die Hosen in Stücke fliegen, daß der Client Himmel und Menschen um Erbarmung anruft und gewöhnlich ohnmächtig davon getragen wird.

Zu allem diesem kommt noch, daß der Soldat vom Volke verachtet und verhöhnt ist.

Welche Stimmung unter den Truppen herrscht, begreift jeder, nur die Offiziere wollen es nicht begreifen. Diese, welche durch die Soldaten größtentheils ihre Existenz haben, sind noch so gut und verachten ihre Landsleute und behandeln sie als Bagabonden oder gleich russischen Leibeignen. Und wer sind diese Herren? — Es sind Söhnlein heruntergekommener Noblesse aus den Arcantonen — es sind Flüchtlinge des Sonderbundes — es sind Anwerber, welche dadurch, daß sie 50 Recruten stellten, Lieutenant — oder durch 100 Opfer — Hauptmann wurden. Sie kommen oftmals zerlumpt, ohne alle Kenntnisse zum Regiment und sind das Gespötte der Unteroffiziere und Soldaten, von denen der Dümme mehr weiß, als sie. Um sich nun ein Ansehen zu geben, fangen sie an, Strafen zu dictiren, die Soldaten zu cufoniren, und haben sie ein wenig gelernt, so kennt ihre Arroganz keine Schranken mehr. Dabei können die Herren mit ihrem Solde nicht nach ihrer Art leben, deshalb wird Geld eingesackt, wo es nur immer herzunehmen ist, und der arme Soldat muß sich diese Zwackerei gefallen lassen, er hungert und schweigt. — Wenn einer vier Jahre gedient hat, kann er gehen, wenn er will, in einem zerrissenen Kaput, in alten schabigen Hosen, mit dem Reisegeld bis an die Landesgrenze. Von Ersparniß zu reden, wäre die größte Lächerlichkeit. — Viele werden aber aufs neue gecapert, entweder durch Wein oder durch List. — Leider gelingt es nur zu oft, so einen armen Teufel in sein überstandenes trauriges Loos wieder zurückzuziehen. — Nach sechzehnjähriger Dienstzeit kommen sie zu den Veteranen, und bekommen dann täglich zehn Centimes (3 fr.) Sold. —